



Nr. 7.

Prag, den 28. März 1913.

XIV. Jahrg.

Meines Sohnes Wiegenlied.

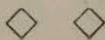
Von El. Ladier.

Draußen pfeift der Wind
 Schlaf' dich aus mein Kind,
 Dein Wieglein will ich schaukeln
 Daß Träume es umgaukeln
 Träume süß und lind. —
 Draußen pfeift der Wind. . .

Finstern ist die Nacht
 Ruh' mein Junge, sacht!
 Die Wolken dichter treiben
 Der Wind zupft an den Scheiben
 Und kein Sternchen wacht,
 Finstern ist die Nacht.

Doch im stillen Raum
 Golden schwirrt ein Traum —
 Laß ihm die Flügel spannen . . .
 Bald flattert er von dannen
 Siehst ihn wieder kaum
 Deinen Kindestraum. — —

Höre nicht den Wind
 Träume fort mein Kind
 Und wirst du groß erst werden
 Gibts Sturm genug auf Erden. —
 Schnell die Zeit verrinnt
 Schlaf dich aus mein Kind. . . .





פרשת שמני.

Aus Sansinnim.

Von Dr. Adolf Schmiedl in Wien.

Eine erschütternde Szene zeigt uns der dieswöchige Schriftabschnitt!

Die sieben tägige Einweihungsfeier ist vorüber. Ahron, der Hohepriester, verrichtet zum ersten Male seinen Tempeldienst. Geschmückt in seinen Amtsgewändern steht er am Fuße des Altars, auf den er das erste Opfer niegerlegt, und mit ausgebreiteten Händen spricht er sodann den üblichen Priestersegen. Da verbreitet sich ein wundervoller Lichtglanz durch die Räume des Heiligtums, ein Feuer zieht von Gott herab und verzehrt die auf dem Altare niedergelegten Opferstücke. Dies sieht die versammelte Menge, jauchzt freudig auf und sinkt dann anbetend nieder vor Gott.

Aber siehe, diese allgemeine Freude wird plötzlich furchtbar unterbrochen. Die beiden ältesten Söhne Ahrons nämlich hatten ihre Räucherpfannen ergriffen und fremdes Feuer, das ihnen Gott nicht geboten, hineingelegt — da erfaßte sie ein Feuer von Gott, so daß sie tot vor aller Blicken niedersanken.

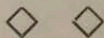
Ein fremdes Feuer brachten sie ins Heiligtum und fanden dadurch ihren Untergang!

Fremdes Feuer! — Feuer sollte wohl immer und immer glühen im Heiligtume Israels. Hatte doch die Stimme Gottes dies so nachdrücklich und so wiederholentlich verlangt, daß „ein beständiges Feuer brennen müsse auf dem Altare und nie verlöschen dürfe“ —; aber nur heimisches Feuer, das von Oben gekommen; doch fremdes Feuer ins Heiligtum gebracht, zog und zieht noch immer schwere Strafe nach sich.

Feuer soll in deinen Heiligtümern glühen, aber nur kein fremdes Feuer! — Ohne Feuer ist noch nichts Großes vollführt worden, sei's im Leben einzelner Menschen, sei's im Leben ganzer Völker; denn wo und wann nur je etwas Tüchtiges und Treffliches, sei's in welchem Fache und Gebiete immer, geleistet werden soll, es wird ohne das heilige Feuer der Begeisterung, das die Seele erwärmt und zu begeisterter Thatkraft entzündet, nimmer erreicht werden.

Und Heil dir, Israel, auf deinen Altären hatte immer ein Feuer gebrannt; aber es war ein heiliges Feuer; es war die vom Himmel gekommene Flamme der Begeisterung, die dich zu Heldentaten entzündete, deren Gleichen die Geschichte nicht weiter aufzuzählen hat. — Jahrtausende hindurch zu kämpfen ohne Schwert in deiner Hand, ohne Panzer auf deiner Brust, den langen, harten Kampf voll Leiden und Entbehrungen für deine ererbte Lehre. — Die religiöse Begeisterung war immer das heimische Feuer auf deinen Altären; dagegen Glaubenshaß, Verfolgungssucht gegen Andersglaubende war stets das fremde Feuer in deinen Heiligtümern.

„Jedes Volk gehe seinen Weg, auf dem es seine innere Ruhe und sein Seelenheil zu finden hofft; jedes Volk gehe seinem Gotte nach — ich gehe meinen Weg und kümmerge mich um die Ueberzeugung anderer nicht!“ Das ist der Geist, der aus den unsterblichen Schriften deiner Propheten dir entgegenleuchtet.



Der Engel des Todes.

Märchen von Hans Gideon (Zglau).

Vor dem strahlenden Angesichte des Herrn stand der Engel des Todes und erwartete die Befehle seines göttlichen Gebieters. Kein Lächeln glitt von den Lippen des Todesboten, ein düsterer Schatten lag ihm um Stirn und Auge. Der traurige Beruf ließ sein sonst glänzendes Auge nicht aufleuchten, denn tiefe Bitternis und namenloses Mitleid hatten sich dem Antlitze des Engels eingeprägt. Nur kurze Zeit trug er das Amt, aber ihm schien es, als ob er Jahre die unselige Bürde trüge. Schon oft hatte er sich vor dem göttlichen Throne flehentlich auf die Knie geworfen und den Herrn gebeten, das schwere Amt von seinen Schultern zu nehmen, aber noch war seine Zeit nicht um, und Gott in seiner unendlichen Langmut und Weisheit, hielt die Zeit noch nicht für reif, da ein anderer die Toten zu ihm geleite. Die Prüfungszeit des Engels war noch nicht vorüber. Denn dem Herrn sind alle Gedanken der Menschen und Engel klar, auch die tiefsten und geheimsten. Und so war es auch ihm nicht entgangen, daß der neue Todesbote oft gegen die Anordnungen des Herrn sich widerspenstig zeigte. Offen freilich wagte er es nicht, dem Herrn sich zu widersetzen, aber dieser erriet jede geheime Regung aus der Art seines Ganges, an der Bewegung der Hände, an dem Zucken des Mundes. Und so war es auch vor einigen Tagen, als der Herr dem Todesengel befahl, den Landmann Enoch aus Sichem zu holen. Der Engel erschraf. Wie? Hatte er recht gehört? Er traute kaum seinen Ohren. Den Landmann Enoch aus Sichem, dessen Weib seit Wochen siech auf dem Bette lag, den Enoch, der Vater von sechs Kindern war, den sollte er in der Vollkraft seiner Jahre den Kindern und dem Weibe rauben? Das kranke Weib zur trostlosen Witwe, die blühenden Kinder zu weinenden Waisen machen?

War das die Allgüte und Allweisheit Gottes, zu der die Menschen in tiefer Inbrunst hinaufriefen, in der sie Trost in ihren Leiden fanden? Er verstand den Herrn nicht mehr. Während altersschwache hilflose Greise täglich vergebens um den Tod bettelten, unheilbare Kranke sich zu sterben sehnten, mußte er auf rätselhaften Befehl des Herrn unschuldslockige Kinder, kaum daß sie das Licht der Welt erblickten, den betrühten Eltern rauben, die Mutter aus dem trauten Familienkreise reißen, kraftvolle Väter, die einzigen Ernährer, den Kindern wegnehmen. Die Guten und die Frommen mußte er erbarmungslos von der Stätte ihres segensreichen Wirkens abberufen, während die Schlechten und Gottlosen weiter ihr Unwesen zum Schaden der Menschheit trieben. „Herr“, schrie unmutvoll eine Stimme in ihm, „warum gerade diese?! Warum reiße ich nicht mit grausamer Hand die Frevler zu dir, um sie die Macht deines Zornes fühlen zu lassen? Sieh dir Enochs gottlosen Nachbar, den Schlemmer und Brasser Hedur an, der trotz seines Reichtums die Armen der Gemeinde verkommen läßt, der den hilfesuchenden Bruder von seiner Türe weist, aus dessen Munde nie ein gottgefälliges Wort kam. Aber den frommen Enoch, o Herr, segne ihn mit langem Leben!“ Aber es half nichts, er mußte dem Befehle seines Herrn Folge leisten. Und die schreckliche Szene, als er den guten Enoch aus dem Kreise seiner Lieben entführte, lag noch wie ein schwerer Alp auf des Engels mitleidsvoller Seele. —

Und so stand er wieder vor dem strahlenden Angesichte des Herrn und harrete mit Bangen der Befehle seines göttlichen Gebieters. Und durch sein Herz zog all die Schwermut seines Amtes, drangen die Verzweiflungsrufe der Verlassenen, tönten die zarten Stimmen der weinenden Kinder. Da erstrahlte die

Herrlichkeit Gottes und eine Stimme rief: „Hebe dich auf gegen den Ort, der da Sicheim heißt und hole Deborah, das Weib Enochs des Frommen, das sechs Monde schon fleh darniederliegt.“ Lähmendes Entsetzen erfaßte den Engel. Taumelnd griff er hinter sich, eine Stütze suchend. „Herr!“ rief er und die Worte rangen nur mühsam sich von seinen Lippen, „verstoße mich in das tiefste Elend des ewigen Feuers, nur diesen Auftrag nimm von mir, denn er geht über meine Kräfte . . .“ Lange verharrte der Engel in der flehenden Stellung und wartete auf Antwort, aber nichts regte sich. Es war, als ob die Allweisheit und Allgüte des Herrn taub dem Flehen des Todesboten gewesen wäre. Da merkte er, daß er das Schwere wagen müsse. Er faßte sich und müden Schrittes nahm er den Weg in der Richtung nach Sicheim: aber das göttliche Auge erstrahlte hinter dem Dahinschreitenden im himmlischen Glanze.

Traurig ging der Engel durch die einsam-schöne Landschaft. Es war Nacht; am Himmel funkelten unzählbare Sterne. Der Engel kannte jeden Baum am Wege und auch diese neigten ihre Häupter demutvoll vor dem Boten Gottes. Der Engel näherte sich dem Hause Enochs, das neben dem Palaste des reichen und gottlosen Hedur stand. Im Hause des Hedur strahlte noch Licht und ein wüstes Gelage schien gerade im vollen Gange zu sein. Man hörte das überlaute Lachen der trunkenen Gäste, am lautesten aber tönte die Stimme Hedurs, dessen Gemüt verhärtet war, und der die Gebote des Herrn verachtete, als ob sie für ihn gar nicht vorhanden wären. Es rührte ihn nicht, daß nebenan die kranke Witwe Enochs mit sechs Kindern wohnte und er tat nichts, um die Thränen der Armut zu trocknen, die Schmerzen der Kranken zu lindern und den Hunger der Darbenden zu stillen. Voll tiefen Schmerzes über seinen Auftrag, der dem Engel nie widersinniger als diesmal erschien, ging der Bote des Todes am

Hause Hedurs vorbei und schritt zu Enochs Häuschen, aus dem Wehklagen und Jammer erscholl. Und wie sollte auch nicht! Auf dem ärmlichen Lager lag ein abgehärmtes Weib, um sie herum standen die Kinder, die sich ängstlich an das Bett klammerten und die arme Kranke mit Roseworten überschütteten. Jetzt tat sich die Thür des niederen Gemaches auf und auf der Schwelle, unsichtbar für die Kinder und die kranke Frau, erschien der Engel, die Seele Deborahs vor Gottes Thron zu führen. Und die Arme hörte das Wehen des Todes und ihre Hände streckten sich segnend nach den Häuptern ihrer Kinder, diese aber von den Mängeln der Verzweiflung gepackt, stürzten jammernd über die geliebte Kranke, als wollten sie die Teuere vor dem Tode schützen. Da ging ein gewaltiges Zucken durch die Seele des Todesboten und zögernd schritt er zur Thür, die er sanft hinter sich schloß. Mit kühnem Entschluß nahm er den Rückweg vorbei an Hedurs Hause, aus dem noch wüster Lärm scholl, zum Throne des Herrn, um die Strafe für seinen Ungehorsam willig auf sich zu nehmen.

Und so stand er wieder in demutsvoller Haltung vor dem Throne des Himmlischen und erwartete die Strafe des Herrn. Der Törichte, der nicht erkannte, daß die Gnade des Herrn unerforschlich ist. Da ertönte die Stimme Gottes sanft wie die Töne einer voll gestimmten Harfe: „Kehre zurück zur Erde an das Gestade des Meeres, tauche hinein dort, wo es am tiefsten ist und bringe mir vom Grunde des Meeres einen großen Stein!“ Und es kehrte zurück der Engel zur Erde, an das Gestade des Meeres, tauchte hinein in die Fluten dort, wo es am tiefsten war und brachte vom Grunde des Meeres einen großen Stein und brachte ihn dem Herrn. Und der Herr zerbrach den Stein, wie man Brot bricht und der Engel sah, daß darin eine Unmenge kleiner Tierchen gewohnt und gelebt hatten, fern und ein-

sam, auf des Meeres tiefunterstem Grunde. „Sieh“, sagte der Herr in sanft belehrendem Worte, „hundert Tierchen leben hier und keines geht ohne meinen Willen verloren, so werden auch die Waisen Enochs nicht verloren gehen.“ Da schloß Gott wieder den Stein, daß er aussah, als ob er nie in die Hälste gebrochen worden wäre und befahl dem Engel, ihn wieder ins Meer an die gleiche Stelle zu legen. Dann aber möge er nach Sichern gehen, um Enochs Weib beim letzten Gange zu ihm zu geleiten. Und der Engel fand nicht mehr den Mut, dem Herrn zu widersprechen. Wiewohl er nicht verkannt hatte, daß der Herr ihm durch den Stein eine tiefe Lehre gegeben, war sein Herz schwer und mit schwerem Herzen vollbrachte er den Befehl des Herrn.

Als er Deborah durch die Tore des Todes geleitet hatte und vor dem Allgütigen stand, da vernahm er die strafende Stimme des Herrn, die da rief: „Meinen Befehl hast Du erfüllt; da du aber so kleinmütig dich gezeigt, sollst du in menschlicher Gestalt durch drei Jahre hindurch dem Hedur dienen!“

* * *

Und so ward der Todesengel der Diener Hedurs, desselben Mannes, dem er vor wenigen Wochen das Schicksal Enochs gewünscht. Schwer fügte er sich dem neuen Amte. Denn Hedur war vom trotigen Gemüte, nur auf sein Wohl und Vergnügen bedacht. Eine Schar schmeichlerischer und heuchlerischer Freunde speiste täglich an seinen Tischen und half Hedur das väterliche Erbe zu vergeuden. Den Armen gegenüber jedoch blieb er taub und trotz Bitten seines neuen Dieners, der sich in kurzer Zeit das Vertrauen seines sonst mißtrauischen Herrn gewonnen hatte, wies er hartherzig die Flehenden von seiner Schwelle. Vergeltens waren die Mahnungen des Engels, umsonst der Hinweis auf das göttliche Strafgericht; der Name Gottes war Hedur ein Greuel. Voll Ekel, Grimm und Zorn wandte sich der Diener von Hedur und hat auch diesmal seinen gött-

lichen Herrn, ihn von diesem Bösewicht zu befreien und einen anderen Dienst, sei er noch so beschwerlich, ihm zuzuweisen. Aber auch diesmal beachtete nicht der Herr das Murren des Engels und so war es ihm bestimmt, weiter bei Hedur zu dienen. Und sein Grimm wuchs gegen den gottlosen Mann immer mehr, als er einsah, daß die Erkenntnis Gottes ihm nicht aufgehen wolle. Aber auch hier hielt Gott die Zeit noch nicht für reif. Schon nahte das Ende des dritten Jahres und noch immer sah der Engel seine Aufgabe nicht erfüllt; er gab schon alle Hoffnung auf. Eines Tages vergnügte sich Hedur mit seinen Freunden auf der Jagd und man hatte schon manches edle Wild erjagt. Man wollte sich eben zu einer kurzen Rast niederstrecken, als unversehens aus einer Felsenspalte ein mächtiger Leu hervorsprang und gerade zu einem Sprunge auf Hedur ausholte. Dieser jedoch hatte wie die übrigen Bogen und Pfeile abgelegt und blickte seine Freunde an, ihm Bogen und Pfeile zu reichen. Aber diese hatten von Entsetzen und Schrecken plötzlich erfasst, gar nicht um Hedur sich gekümmert und suchten aufgeregt in wilder Flucht ihr Heil. In dieser Not war der Diener der einzige Retter Hedurs. Ein wohlgezielter Pfeilschuß lenkte die Aufmerksamkeit des Löwen von Hedur ab und als dieser mit Geistesgegenwart einen in der Nähe liegenden Bogen ergriff, da machte der Löwe einen zwar verunglückten Sprung auf den Diener, zog sich aber, als er so viele Angreifer vor sich sah — denn unterdessen waren die Freunde wieder zaghaft zurückgekehrt — grollend in die Berge zurück und sein fernes Brüllen deutete auf einen neuerlichen Angriff. Das war ein Zeichen zur Fortsetzung der Jagd. Nicht ohne vorher einen Blick des Dankes seinem treuen Diener zugeworfen und mit einem verächtlichen Seitenblick die feigen Gefellen und falschen Freunde gestreift zu haben, schlug Hedur der Jagdgesellschaft vor, die Spur des verwundeten Löwen zu verfolgen. Hedur ritt an der Seite des

treuen Dieners, aber er war nicht recht bei der Sache. Während seine Freunde in ausgelassener Fröhlichkeit an der Jagd sich vergnügten, ritt Hedur sinnend den einsamen steinigten Bergpfad hinan. Das Verhalten seiner Freunde hatte ihn nachdenklich gestimmt und die Treue seines Dieners rührte ihn, so daß er beschloß, ihm eine reiche Belohnung zuteil werden zu lassen. Wenn auch seinem Gemüt das Wort Gottes unzugänglich war, so verblendet war es nicht, daß es Treue und Falschheit nicht von einander unterschieden hätte. So in seinen Gedanken versunken, merkte er gar nicht, daß er und sein Diener sich von der Jagdgesellschaft immer weiter entfernten und plötzlich, ohne es zu wissen, in eine Felsen-gegend gerieten, die ihnen ganz unbekannt war. Vergebens suchten beide aus der öden Wildnis einen rettenden Ausweg, aber da senkte sich die Nacht hernieder und Herr und Diener waren der schauerlichen Finsternis überlassen. Von fern her tönte das Geheul der Schakale und das Gebrüll anderer unheimlicher Bestien, daß Hedur von Entsetzen gepackt, keine Ruhe finden konnte, während sein Diener ihn auf die Hilfe Gottes vertröstete. „Was nützt uns,“ rief Hedur unglaublich aus, „die Hilfe Gottes, wenn es uns bestimmt ist, von wilden Tieren hier zerrissen zu werden?!“ Aber es kam noch schlimmer. Eine Horde von wüsten Vogelagerern überfiel sie in ihrer gräßlichen Einsamkeit und raubte ihnen Waffen und Kleider. Vierzehn Tage irrten sie in der Wildnis umher und diese vierzehn Tage der harten Prüfungszeit, in der Hedur seinen treuen Diener wie einen Freund lieb gewann, brachten auch das einst verhärtete Gemüt Gott näher. Auf den einsamen Wegen, in den schlaflosen Nächten, lernte Hedur erst einsehen, wie verfehlt sein früheres Leben gewesen, lernte verstehen, wie alle Güte und Milde in der Liebe zu den Menschen gelegen sei, dem obersten Gebot Gottes und daß vor allem Gottesfurcht die Quelle allen Glückes sei. Die Ermahnungen des Engels fielen nun in

der Zeit der seelischen und wirklichen Not auf fruchtbares Erdreich. Der feste Glaube seines Dieners, ohne den er in den öden Felsen verschmachtet wäre, gab ihm neuen Lebensmut und nichts erwartete Hedur sehnlicher, als die neuen Vorsätze, die er in Gesprächen mit seinem Diener gefaßt, in einem neuen schöneren Leben verwirklichen zu können. Und nach vierzehn Tagen ließ der Herr in seiner Güte sie den Pfad zur Heimat wieder finden. Abends war es wie einst, da der Todesengel ging, die Frau des edlen Enoch zu holen und da er in seiner Kurzsichtigkeit Hedur den Tod wünschte. Und als sie durch die schweigende Nacht dem Hause Hedurs sich näherten, da hörten sie aus einer niederen Hütte Stimmen von Betenden. Sie traten näher und schauten durchs Fenster. Sechs Kinder standen um einen Tisch und beteten zu Gott für Vater und Mutter, über sie zu wachen und sie nicht zu verlassen. Es waren das die verlassenen Waisen Enochs und der frommen Deborah. Voll tiefer Rührung blickten die beiden Männer in die niedere Stube und von einem edlen Entschluß erfaßt, ergriff Hedur die Hand seines treuen Dieners und sprach: „Bleibe bei mir und sei weiter mein Freund, damit meine Seele nicht wieder strauchle. Hilf mir bei diesem edlen Werke, die Waisenkinder Enochs zu braven Menschen zu erzielen, daß auch Gott meiner sich erbarme und mir die Jahre meiner Verblendung nicht schwer anrechne.“ Da blickte ihn der Engel mit einer Träne der Rührung im Auge an und sprach: „Nicht bin ich der, für den du mich ansiehst. Ich bin der Engel des Todes und ein Schuldiger steht vor dir. Auch ich habe kleinmütig an die Vorsehung Gottes nicht geglaubt. Drei Jahre sollte ich dir dienen. Die drei Jahre sind um und meine Aufgabe ist erfüllt, nun ich sehe wie großmütig du der armen Kinder dich annimmst. Jetzt erst versteh ich“ — und der Engel warf sich die Arme zum Himmel ausbreitend zur Erde — „die heilige Worte des Herrn, daß ohne seinen Willen nicht das kleinste Tierchen ver-

loren geht und daß der Herr in seiner Größe selbst des schlechtesten Werkzeuges zu seinem erhabenen Zwecke sich bedient. Ich Verblendeter, der sich anmaß klüger zu sein als der Herr in seiner Gerechtigkeit und Gnade. Vergib auch du mir, Gedur, und sei diesen Verlassenen Vater!"

Im nächsten Augenblicke war er ent-

schwunden. Sinnend blickte Gedur der Erscheinung nach und ein Gefühl beseligenden Glückes zog durch seine Brust. Dann aber öffnete er die Türe der niederen Hütte, wo einst Enoch und Deborah wohnten und vom Himmel sah Gott auf sieben verjöhnte, glückliche Menschen.

Heimkehr.

Im Jemenitendorfe Perim herrschte heute tiefe Ruhe. Sonst widerhallte der Ort von Hammerschlägen; denn seine Einwohner, fast nur Juden, waren berühmte Waffen- und Pflugschmiede, bis auf wenige Ausnahmen, die Landwirtschaft betrieben. Deren Zahl war gerade in Perim nicht bedeutend, weil der Boden nicht sehr ertragfähig war und der Bedarf an Getreide von den jüdischen Dörfern in der Nähe Perims bezogen werden konnte. Diese auffallende Ruhe in Perim, die fast an den Sabbat erinnerte, mußte einen wichtigen Grund haben, sonst hätten die fleißigen Schmiede am Dienstag, also mitten in der Woche, nicht die Arbeit unterbrochen. So war es auch. Aus der „großen“ Stadt Sana war ein Bote zum Ortsältesten von Perim gekommen. Er mußte wichtige Botschaft gebracht haben; denn bald nach seiner Ankunft waren die Dörfler in den Tempel zusammengerufen worden, um die Nachricht zu erfahren, die, wie sie alle wußten, von ihrem Ortsältesten schon lange ungeduldig erwartet worden war.

So lag das Dorf in Sabbatrube da. In der Nähe des Brunnens spielten einige Kinder. Die meisten hatten sich um den Tempel geschart und saßen um das schlichte Heiligtum in Scharen herum, fast ganz still, als wollten sie den Stimmen, die aus der Tiefe drangen — man begab sich auf fast zwanzig Stufen in die zum Teil unterirdische Tempelhalle — ungestört lauschen. Es war, als ob auch die Kinder wüßten, daß dort unten Wichtiges vorgehe, daß ihr ganzes

ferneres Leben ändern mußte. So saßen sie in bänglicher Erwartung und rührten sich kaum einmal, wenn stärkeres Gemurmel aus der Tiefe zu ihnen lauter empordrang.

Nur aus einem Hause des Dorfes drang in diese erwartungsvolle Stille manchmal ein leises Singen. Es kam aus der offenen Schmiede des Hadoram. Dort lohte das Feuer und davor stand ein schlanker, etwa sechzehnjähriger Knabe, Hadorams Sohn David. Sorgfältig unterhielt er das Feuer und sang dazu leise eine traurige Melodie. Es war ein Lied, wie deren in Jemen viele gesungen wurden. Es schilderte die Not und den Jammer des Alltags, der an dem früheren Glück des Volkes gemessen wurde, das den Boden seiner Väter bebaute und glücklich und friedlich unter seinem Weinstock und seinem Feigenbaume der Ruhe pflegte. Es war ein langes, sehnüchtes Lied und jede Strophe endete mit denselben Schlußzeilen, die etwa also hießen:

„Führ uns zurück ins Heimatland, ins alte!
O Gott der Väter, führ uns bald zurück!
Denk Deines Worts, Du starker Gott, erhalte
Den Jakobsrest und schenk ihm Heimatsglück!“

David sang ganz leise, als ob er sich scheute, jemanden zu wecken. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick in den vom Feuer kaum erhellten rückwärtigen Teil der Schmiede. Dort schlief sein Schwesterchen Thamar, ein kaum sechsjähriges zartes Kind mit blassem Gesichtchen, das von tiefschwarzen Locken umgeben, um so bleicher ausah. Eben als David die



Yemenitischer Silberschmied.

letzte Strophe mehr sumnte, als sprach, hob sich das Kind von seinem Lager, das aus ein paar groben Decken bestand, und sagte mit lieblicher Stimme: „Ich bin schon lange wach, David, aber du singst das Lied so schön, daß ich mich nicht rühren wollte, bis du fertig warst. O wie schön muß unser Heimatland gewesen sein, daß wir immer davon singen müssen. Warum gehen wir denn nicht hin?“ Und das Kind richtete sich vollends auf und suchte tastend einen Weg zum Bruder; denn Klein-Thamars Augenlicht war trübe seit ihrer letzten Krankheit und der alte Hakim, der einmal ihre Augen untersucht hatte, konnte ihr nicht helfen. David eilte zur Schwester und führte sie sanft zur Türschwelle, auf der sich Thamar niederließ.

„Warum gehen wir nicht hin“, fragte Thamar nachmals, als sie ihr gewohntes Plätzchen eingenommen hatte. „Ach, wären wir dort gewesen, so wäre unser liebes Mütterchen nicht von uns zu Gottes Herrlichkeit gegangen.“ Das Kind seufzte und David schaute trüb auf Thamar nieder. Seit einem halben Jahre war die Mutter tot. Sie hatte Thamar, die von einer bösen Krankheit ergriffen worden war, viele Wochen hindurch Tag und Nacht gepflegt, bis das Kind aller Gefahr entronnen war. Da aber war es auch mit der Kraft der schwachen Frau zu Ende. Sie siechte dahin und vor einem halben Jahre hatten sie die Mutter begraben. David schüttelte den Kopf, als ob er damit die trüben Gedanken verscheuchen wollte. Dann

sagte er zärtlich: „Warum? Weil wir nicht hinkonnten, Thamar. Der Weg ist gar weit und wir wußten nicht, ob dort noch unsere Brüder wohnen und ob sie uns als Brüder aufnehmen wollten!“

Klein-Thamar dachte ein wenig nach. Dann huschte ein süßes Lächeln über ihr Gesicht. „David,“ fragte sie, du willst mir wohl wieder Märchen erzählen, von denen ich weiß, daß sie doch nicht ganz wahr sind? Nicht wahr? Dann wäre ja unser Heimatland wie die Gärten der Lilit, von denen Mutter erzählte, die schönen Gärten, die der Wanderer in der Wüste sieht, voll wunderlieber Palmen und kühler Wässer und weißer Burgen, und wenn er näher kommt, dann heben sie sich immer höher, bis sie hoch am Himmel stehen und im rotem Feuer verschwinden. Warum singt ihr dann alle von der wunderschönen Heimat, von ihren Gärten und den Wässern des großen Flusses, der vom schneeigen Berge nieder-rauscht, und den weißen Häusern am Meere? Und die Brüder? Geh, David, das wären schöne Brüder, die von ihren Schwestern und Brüdern nichts wissen wollten! Solche Brüder gibt es doch gar nicht! Führst du mich nicht, hilfst du mir nicht, speisest du mich nicht, sorgst du nicht um mich? Nicht wahr, David, du willst nur sehen, ob ich dir alle Märchen glaube?“ Und fragend hob sie ihr Gesichtchen zum Bruder empor, der noch immer vor ihr stand.

David lächelte ein ernstes Lächeln und indem er leise der Schwester das Gesicht streichelte, sagte er: „Wie klug doch mein Schwesterchen ist! Gott verhüte, daß uns die Heimat zu Lilit's Gärten werde, eine Täuschung, die den müden Wanderer ins Verderben lockt. Gott verhüte, daß unsere Brüder unser nicht mehr brüderlich gedächten. Du hast Recht, sie werden uns führen und um uns sorgen, bis wir selbst in der Heimat die Heimat gefunden haben.“

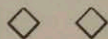
„Amen!“ sprach eine tiefe Stimme. Es war Hadoram, der Vater der Kinder,

der den anderen Dörflern nach Schluß der Beratung vorrausgeeilt war, um seine Arbeit fortzusetzen. „Amen!“ sagte er nochmals. Und so froh und kräftig war der Ton, daß Thamar sofort rief: „Gutes bringt der Vater! Wie froher Hammerschlag klingt seine Stimme. Gesegnet sei, der da kommt!“ „Gesegnet sei, die ich hier finde“, antwortete Hadoram. „Und nun David, zur Arbeit“, fuhr er fort, „viel Arbeit wird es nun geben. Botschaft schicken unsere Brüder vom Westmeer, aus der Heimat kam uns ein Bote. Die Heimat wartet unser. In wenigen Monaten schon brechen wir auf nach Sana und von dort nach Norden. Der Heimat zu werden wir ziehen. Unsere Brüder bereiten uns den Weg, räumen weg, was uns hindert. Alle wollen wir ziehen, wie aus Perim mit allen den Brüdern im Jemen. Den Boden der Heimat werden wir küssen, unserer Väter Stätten betreten, unserem Gott in unserem Lande dienen dürfen!“ Wie Schluchzen brach es aus der Brust des starken Mannes und doch dabei wie Jubel! Und inbrünstig die Hände faltend, sprach er: „Hoch ist der Herr, doch sieht er auf die Niedrigen. Er ist erhaben, alles erkennt er aus der Ferne. Wenn ich mitten durch Drangsal gehe, erhältst du mich am Leben, meinen Feinden zum Trotz streckst du deine Hand nach uns aus, deine Rechte rettet mich!“ Eine Weile schwieg er dann wie die Kinder, die ehrfürchtig lauschten, dann rief er mit starker Stimme: „An die Arbeit, David, daß wir zur Heimkehr rüsten!“

Bald klangen die Hämmer im Takt, immer stärker und voller. Klein-Thamar aber saß auf der Schwelle und ihr war, als klänge aus den Schlägen der Hämmer das Lied, das ihr Bruder David gesungen:

„Führ uns zurück ins Heimatland, ins alte!
O Gott der Väter, führ uns bald zurück!
Denk Deines Wort's, Du starker Gott, erhalte
Den Jakobsrest und schenk ihm Heimatsglück!“

Sieg. Werner.



Judenlied.

Silberufen, Krächzen, Schreien.
 Vögel schwarz ins Blaue ziehn,
 Theils in Schwärmen, theils in Reihen
 Fliegen müde sie dahin.
 Wie sie kreischend oben schweben!
 Welch ein trauerbanger Zug!
 Schwingen rauschen, Schwingen beben,
 Jagend, schwarz — ein Leichenzug.

Jagen, klagen — aber weiter,
 Weiter ziehen sie dahin . .
 Wolken jagen, näher, breiter —
 Weißt du, was die Vögel fliehn?
 Weißt du, was die dunklen Scharen
 Deiner Brüder, Judenkind,
 Mit zerzaussem Kleid und Haaren,
 Krächzend klagen in den Wind? . .

. . „Sene Vögel oben hängen,
 Und sie haben doch ein Ziel;
 Wenn nach Süden sie gelangen,
 Leben sie in Sang und Spiel —
 Aber wir, wenn drohend, dröhnend
 Hinter uns die Wolken ziehn,
 Fliehen wir verzagt und stöhnend —
 Und wir wissen nicht wohin.“

M. Scherlag.

Rabbi Chiskia.

Eine urkundliche Geschichte von Dr. Adolf Heller.

(Schluß.)

Hier sei es mir gestattet, behufs näherer Beleuchtung abermals theilweise auf die geschichtlichen Ereignisse der damaligen Zeit zurückzugreifen. In Deutschland waren auch nach dem dreißigjährigen Kriege keineswegs geordnete Zustände eingetreten. Die nördlichen und südlichen Staaten Sachsen, Brandenburg (jetzt Preußen) und Bayern standen sich feindlich gegenüber. Urheber dieser Unruhen war der sogenannte Sonnenkönig, der ränkevolle Ludwig XIV. von Frankreich (1643—1715), dem Gesetz und menschliches Recht gleichgiltig waren, und der zum Zeichen seines Despotismus den Wahlspruch hatte »Je suis le roi, l'état c'est moi« (ich bin König, der Staat bin ich). Dieser König, ein Feind des mächtigen Kaiserhauses Habsburg, namentlich des damaligen deutschen Kaisers Leopold I. hatte die deutschen Wahl- und Kurfürsten, zu denen auch die Bischöfe gehörten, durch Versprechungen und Bestechungen gewonnen, bei einer neuen Kaiserwahl einen französischen Prinzen

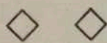
zu wählen. Und während die meisten Bischöfe dem Habsburgischen Hause treu blieben, war es der damalige Bischof von Bamberg, Melchior Voit, der von Ludwig XIV. bestochen, dem französischen Hofe zugeneigt war.

Dieser Bischof, der sich auch durch seine Verfolgung der Juden und Protestanten verrufen machte, war es, der den Rabbiner von Bamberg, Rabbi Chiskia aufs äußerste verfolgte. Dieser war gezwungen, um der blutigen Hand zu entgehen, nach der böhmischen Stadt Tachau zu entfliehen, und da er sich auch hier von bayerischen Spähern nicht sicher fühlte, lange Zeit seine Herkunft zu verheimlichen. War nun Reb Chiskia schon früher in Tachau allgemein verehrt, so war nun, da man seine frühere Stellung erfuhr, diese Verehrung eine doppelte. Reb Chiskia entschloß sich jedoch theils wegen seines vorgerückten Alters, und da er die Tachauer Judengemeinde, die ihn freundlich aufgenommen, liebgewonnen hatte, nicht mehr in den Ort seiner früheren Wirkksamkeit zurückzukehren, son-

dem bis zu seinem Lebensende in Tachau zu verbleiben, wo er auch hochbetagt starb.

Vor seinem Tode schrieb er selbst auf einem blechernen Täfelchen seine Grabchrift, die bis zum heutigen Tage an der nördlichen Wand des jüdischen Gottesackers sich befindet. Ebenso berief er, als er die Todesstunde nahe fühlte, den Kultusvorsteher, dem er erklärte, er wolle, da sein Leben stets der Menschenliebe und dem Wohltun geweiht war, auch nach seinem Tode der Tachauer

Gemeinde ein schützender Engel sein; man möge zur Zeit der Gefahr bei seinem Grabe beten, und er hoffe, daß die Gefahr sofort durch göttliche Gnade sich abwenden möge, was auch tatsächlich bei dem Brande der Judengasse im Jahre 1811, sowie bei einem Sturme auf die Judengasse in dem berüchtigten Jahre 1848 sich bewahrheitete. Und so hat sich dieser gottesfürchtige Mann nach mehreren hundert Jahren bis zum heutigen Tage ein ehrenvolles Andenken bei der jüdischen Gemeinde in Tachau bewahrt.



Das Dreigespann.

Erzählung von Josef Hart.

(Fortsetzung.)

VII.

Die große Pendeluhr im Wohnzimmer zeigt schon auf halb 6 und Max ist noch immer nicht aus der Schule zurück. Susi ist schon ganz aufgeregt, sie kann keinen Augenblick ruhig sitzen, und läuft ein übers anderemal zum Fenster, um auf die dunkle Straße hinauszuspähen.

Auch Herr Falk, der mit Moritz lateinische Vokabeln durchnimmt, zieht ab und zu seine Taschenuhr heraus und steckt sie kopfschüttelnd wieder ein.

Endlich, der Zeiger steht schon auf dreiviertel, schallt die Glocke durch das Haus und man vernimmt Maxens Stimme, der die bellenden Hunde begrüßt und in Gymnastienmanier auf das Schneewetter schilt. Susi reißt die Tür auf.

„Na, endlich!“ sagt sie aufatmend. —

Da stand nun Max im hellen Lampenschimmer und machte sich mit den Hunden zu schaffen, die sich hinter ihm in das Zimmer gedrängt hatten.

„Wir sind schon in großen Sorgen“, sagte Herr Falk, „wo bleibst du denn so lange . . .“

Max beschäftigte sich noch immer mit Karos Halsband und erwiderte trogig, ohne den Kopf zu heben: „Bei Otto

Bacher bin ich gewesen und der hat mich aufgehalten . . .“

Max log nicht, er kam wirklich von seinem Mitschüler Otto Bacher, dessen Stube jedoch Zeuge einer eigenartigen Schreibübung geworden ist, welche Tätigkeit unter großer Papiervergeudung und viel Gelächter von seiten Bachers, der die ganze Sache als „Hauptstück“ auffaßte, vor sich ging.

Davon allerdings erwähnte Max keine Silbe, entfaltete aber, als er seinen Kaffee getrunken hatte, eine fieberhafte Lustigkeit, die seinen Bruder Moritz an vergangene Zeiten erinnerte. Er ahnte, was sein Spezialsach war, Tierstimmen nach und miaute so naturgetreu, daß man die alte Fridoline, die Raken niemals leiden konnte, im nächsten Augenblicke aus der Küche furchtbar schelten hörte, sie werde keine Katze, und wenn sie die jungen Herren tausendmal mitbringen würden, im Hause dulden.

Als diese Nummer zu seiner Befriedigung erledigt war, verlegte sich Max auf die Schule, ohne sich zur größten Befremdung seiner Geschwister an die Gegenwart des Erziehers zu kehren.

Herr Falk aber hörte nicht lange mit an, was die übermütigen Gymnastien heute an neuen Streichen hervorgebracht

hatten. Mit einem donnernden Faustschlag unterbrach er den Redestrom seines ältesten, so schwer zu behandelnden Zöglings, und sekundenlang schien ihn seine sonstige Ruhe zu verlassen.

„Das mutet ja wahrhaftig an, als spräche ich all meine Ermahnungen in den Wind. Aber du irrst dich, mein lieber Max, wenn du meinst, daß du dir alles erlauben darfst, wie früher einmal. Jetzt bin ich da . . .“

„Aber wie lange noch . . .?“ Zum Glück hatte diese Worte, die Max mit undurchbringlicher Miene vor sich hinmurmelte, nur die neben ihm sitzende Suse gehört, die einen großen, überraschten Blick zu dem Bruder sendete.

Herr Falk ging im Zimmer auf und ab.

„Es tut mir leid, aber ich muß Maxens wegen mit euerem Vater sprechen und mir die nötigen Vollmachten geben lassen. Bei so veranlagten Knaben, wie Max es ist, muß eine eigene Methode angewendet werden, die das überschüssige Temperament in ruhige Bahnen steuert.“

Wie jetzt Herr Falk im hellsten Licht der Lampe stillstand mit erhobenem Haupt und drohenden Augen, da erinnerte er Max mehr denn je an einen römischen Tyrannen und nicht einen Augenblick bereute er die Fälschung, die er vor einer halben Stunde gemeinsam mit Otto Vacher vollendet hatte.

Soeben traten Papa und Onkel Erich ins Zimmer. Onkel Erich warf einen schnellen Blick in das erregte Gesicht des Kandidaten.

„Ich hörte den Namen Max, der wahrscheinlich seinen Geschwistern wieder einmal ein nachahmungswürdiges Muster und Beispiel gibt, was?“

Herr Frei aber wandte sich aufseufzend zu dem Erzieher: „Wenn Max wüßte, wie sehr er mich damit kränkt und wenn er unser aller Bestrebungen, ihn zu einem brauchbaren Menschen zu

erziehen, nicht immer geflüffentlich mißverstehen wollte — ich glaube, er würde Ihnen Ihre Aufgabe nicht so schwer machen, so aber . . .“

„So aber muß man die schärfsten Maßregeln . . .“ wollte Herr Falk fortsetzen, als er von der fast trionphierend lauten Stimme seines ältesten Zöglings unterbrochen wurde.

„Für Sie ist ein Brief angekommen, Herr Falk; er liegt auf der Besuchskartenschale im Korridor . . .“

„Verzeihung“, entschuldigte sich der Angesprochene gegen die beiden Herren, indem er sich zur Türe wandte.

„Lassen Sie sich nicht stören, Herr Falk und lesen Sie ruhig Ihre Post zu Ende“, rief ihm Onkel Erich nach.

„Ein Brief von daheim, aus Ungarn?“ erkundigte sich die teilnehmende Suse bei ihrem Bruder Max.

„Was weiß denn ich!“ erwiderte dieser unfreundlich und blätterte unstillt in seinen Büchern, wodurch er der väterlichen Strafpredigt zu entgehen hoffte.

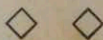
Doch Papa ließ sich nichts vormachen und er sprach seinem Sohne sehr eingehend ins Gewissen, wies auf Moritz und Suse hin, die so viel leutsamer und gutwilliger seien als er, und Onkel Erich sekundierte ihm nach Kräften.

„Du solltest Not und Entbehrung kennen lernen, mein Junge“, sagte eben Onkel Erich, „das würde Deinen Uebermut zügeln . . .“

Im selben Augenblick wurde die Tür aufgerissen und herein wankte Herr Falk, bleichen Antlitzes, den offenen Brief in den zitternden Händen . . .

„Meine Mutter ist schwer krank . . .; wenn es mir der Vater schreibt, muß es schon sehr arg sein . . . Nur drei Zeilen, zu mehr hat er sich nicht Zeit genommen . . . Ich bitte um Urlaub auf unbestimmte Zeit, Herr Frei, ich reise noch heute nachts . . .“

(Fortsetzung folgt.)



Ins „Land der Väter“.

Erzählt von J. Bronner, Wien.

(Schluß.)

Reiche Juden, z. B. der Baron Edm. von Rothschild in Paris und jüdische Vereine, unterstützten diese jüdischen Bauern mit viel Geld. Und heute ist ein hübsches Stück Land in jüdischem Besitze. Es sind über 40 jüdische Dörfer und Besitzungen in Palästina, Kolonien nennt man sie, ganz jüdische Dörfer mit jüdischen kräftigen Bauern. Die mühtet ihr einmal sehen! Die fürchten sich vor niemand, die scheuen keine Arbeit, sind fleißig und freuen sich, daß sie auf dem Boden wohnen, wo einst vor alter Zeit ihre Väter gelebt und gearbeitet haben. Die sind auf ihr „neues Palästina“ recht stolz und lieben ihren Boden, wie nur jemand seine Heimat lieben kann. So ein jüd. Dorf ist eine wahre Freude anzusehen. Ich führe euch in eines. Es heißt Rechoboth und liegt nicht weit von Jaffa und Jerusalem. Diese Kolonie ist eines der schönsten jüdischen Dörfer im heutigen Palästina. Auf dem Wege dahin ziehen sich weit und breit schöne,

große Weingärten dahin. Und überall bemerkt man Gärten mit Orangen- und Zitronenbäumen. Auch Esrogim, die wir am Sukk aus gebrauchen, sieht man vereinzelt. Aber besonders dicht sind die Mandel- und Olivenbäume mit ihren silbergrauen Blättern. Wenn man dann in die Kolonie hineinkommt, freut man sich ordentlich über die kleinen, netten Häuschen, die mit ihren roten Ziegeldächern aus dem Grün der schmucken Vorgärtchen hervorleuchten. An allen Wochentagen, vom Sonntag bis Freitag nachmittags, sieht man nur wenige Bauern auf den sauberen Straßen des Dorfes. Sie sind draußen auf dem Felde oder im Weinberg, aber am Sabbath, da gehen sie sauber und besser gekleidet, alle, alt und jung, in die Synagoge oder Tempel, wie man bei uns sagt. Hoch oben auf dem Hügel des Dorfes steht diese Synagoge und schaut weit in das Land hinein. Dann nach dem Gottesdienste stehen die Erwachsenen bei den Gärten ihrer Häuser

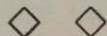


Jemenitischer Schafhirt auf der Kolonie Ben Schemen.

und plaudern über dies und jenes, denn heute haben sie ja den Schabbos, an dem man nicht arbeitet. Und die Kinder, die tummeln sich und spielen. Dort stehen 5 Kinder beisammen, Buben und Mädels, und unterhalten sich. Ihr wollt wissen, worüber sie sprechen, denn sie tun so wichtig. Ein Herr, der dabeistand, hat es gehört und mir erzählt. Die Kinder sprachen hebräisch, das ist ja ihre Muttersprache. Ein Knabe, der schon in das Gymnasium in Jaffa geht, hat den anderen Kindern von dem tapferen Hannibal erzählt, der die Römer mehrere Male tüchtig geschlagen hat. Da sagt ein Mädchen, der Hannibal gefalle ihr doch gar nicht. „Warum?“ fragen die andern. „Weil er später seine Heimat Karthago verließ und nach Syrien ging. Er hätte in seiner Vaterstadt bleiben müssen und mit den Römern bis zu seinem Tode kämpfen sollen. So hat es

ja auch Simson, unser jüdischer Held, getan. Simson ist viel besser als Hannibal.“ So redete das neunjährige Mädchen, und „zadkaj, zadkaj“ (sie hat recht, sie hat recht) riefen die andern.

Das ist aber noch längst nicht alles, was ich euch erzählen könnte von dem Lande unserer Väter und von dem neuen Geschlechte, das ich euch in so vielen Dingen zum Muster geben möchte. Aber für heute schließe ich. Ich zeige euch noch von den Früchten des Landes, wie es einst die Rundschaffer taten, die Moses von Kades nach Palästina schickte. Und was damals die guten Rundschaffer Josua und Kaleb sagten, als sie zurückgekehrt waren, das sage ich jetzt auch am Ende meiner Erzählung: „Wenn der Ewige Gefallen an uns hat, so bringt er uns in dieses Land, und gibt es uns, ein Land, das fließt von Milch und Honig.“ Das walte Gott!



Guck in die Welt.

Professor Goldziher und die russische Akademie. Im Mai dieses Jahres findet in St. Petersburg der Kongreß des Verbandes der Akademien statt. Die ungarische Akademie hat zu diesem Kongresse den weltberühmten Orientalisten Professor Hofrat Dr. Ignaz Goldziher in Budapest als ihren Vertreter delegiert. Als man in Petersburg hievon Kenntnis erhielt, war man nicht wenig konsterniert, da doch Goldziher als Jude die russische Grenze nicht überschreiten darf. Die russische Akademie beschloß, an den Zar ein Gnadengesuch zu richten, daß dem Vertreter der ungarischen Akademie das Passieren der Grenze gestattet werde. Professor Goldziher erklärte jedoch, als er dies erfuhr, daß er sich unter solchen Umständen nicht nach Petersburg begeben werde, denn er nehme keine Gnade des Zaren an. Professor Goldziher äußerte sich hierüber folgendermaßen: „Die Mitteilung

ist richtig, ich gehe nicht nach Petersburg Als Mitglied der dortigen kaiserlichen Akademie — es sind schon zwanzig Jahre her, daß man mich zum korrespondierenden Mitglied gewählt hat — hätte ich wohl ein Privilegium zum Passieren der Grenze, ich mache jedoch hievon keinen Gebrauch. Ich liebe meinen gelben Fleck und lege ihn nicht ab und nehme keinerlei demütigende Ausnahmeverfügungen an. Es fehlte noch, daß ich mein russisches Akademikerdiplom zum Konsul tragen, mich legitimieren lassen und für mich eine besondere Gnade, deren meine Glaubensgenossen nicht teilhaftig werden können, erbitten soll.“ Unter solchen Umständen wird die ungarische Akademie beim Kongresse in Petersburg nicht vertreten sein, da auch Professor Julius König, der ebenfalls delegiert wurde, nicht nach Petersburg gehen dürfte.





ich werde herrschen	אֶמְשֵׁל	vergießen	שָׁפַךְ
" " denken	אֶזְכֹּר	zürnen	קָצַף
" " schicken	אֶשְׁלַח	ruhen	שָׁבַת
" " öffnen	אֶפְתַּח	Sommer	קִיץ

אֶמְשֵׁל בְּכֶם. אֶדְרֹשׁ אֶת צֹאנֵי מִדְּבָר. לֹא אֶשְׁכֵּן בְּעִיר
 חֲזָאֲתָא. לֹא אֶקְצֹף בְּכֶם. אֶשְׁלַח לָכֶם מַלְאָךְ. אֶצְעַק בְּקוֹל
 גְּדוֹל. אֶשְׁכַּב כָּל הַלַּיְלָה עַל מִטְתִּי. לֹא אֶלְבֹּשׁ בְּקִיץ בְּגָדֵי
 צִמָּר. אֶשְׂרֹף אֶת עֲצֵי הַיַּעַר. אֶשְׁבֵּת בַּיּוֹם הַשְּׂבִיעִי. אֶפְתַּח
 אֶת יָדַי לָעֶנִי. הֲנֵן הִזָּה הַנְּחֻמָּד מִכָּל גְּנֵי הָעִיר.

Die **Uebersetzung** der hebräischen Aufgabe aus Nr. 6 lautet:

Wir haben dich zum Freund erwählt. Wir haben in dieser Stadt gewohnt. Wir haben das Geschenk deiner Schwester genommen. Wir haben dieses Gewand nicht angezogen. Wir haben Eure Stimme nicht gehört. Wir haben Euch zu unseren Herrn geschickt. Wer hat mein Kleid angezogen. Hast du nicht von diesem Gebäck gegessen?

Rätsel-Auflösungen aus Nr. 6:

Rebus: Mordechaj und Esther.

Abstreicherätsel: Achaschwerosch. — Buchstabenrätsel: Morden, Oheim, Raft, dort, Edom, Canton, Hals, Alder, Nacht. Mordechaj. — Augen.

Rätsel.

1	2
3	4

Wenn die Zahlen durch passende Silben
ersetzt werden, so ergibt

1, 2 den Namen einer Münze,
1, 3 und 4, 3 männliche Personennamen,
4, 2 einen biblischen Namen. St.

Den Fremden war das Ganze wohl gesinnt,
Verborg sie vor der Hässcher Schar.
Doch nimmst ein Zeichen Du hinweg,
So nennt's Dir einen König gar,
Der, durch sein eigen Weib verführt,
Vom wahren Glauben abgeirrt. Fried.

Ein schwarzer Schreihals ist der a. b.
Und ein Vogel gar, du kleiner Knabe,
Doch laß hinweg ihm den letzten Fuß,
Ist's eine Stadt und sogar ein Fluß.

Die ersten beiden wärmen Euch
Die dritte bringt des Unheils viel,
Zusammen ist es eine Stadt im weiten Ungarreich.
Hans Kronengold, Wien.

Geographisches Rätsel.

Das letzte Viertel von Schweden und das erste Drittel des Globus mit drei
siebentel von Holland, richtig vermengt, ergeben den Namen einer Insel, welche
Länder und Meere beherrscht.

Welche Straßen haben weder Pflaster noch Staub, und doch verbinden sie
Länder und Meere.

Unser Abonnent Hans Bertisch, Sohn des Herrn Dr. Bertisch, Rabbiner
in Amstetten, feiert Samstag, den 5. April im Tempel zu Amstetten seine

בר מצוה.

Wir gratulieren herzlich.

Die Bilder in der vorigen Nummer veranschaulichen auf der Seite 90 die Jemenitische
Jugend bei den Feldarbeiten auf der Kolonie Chedera, und auf Seite 93 das Karmelgebirge, das
direkt ins mittelländische Meer abfällt.